

**HEYNE <**

## ZUM BUCH

»Vater zu sein bedeutet Angst. Vater zu sein bedeutet Enttäuschung. Vater zu sein bedeutet Wut, aber auch Neid und Lust. Um als Vater erfolgreich zu sein, muss man diese Gefühlsregungen beherrschen und ihnen mit der gleichen stoischen Ruhe begegnen wie Spock – Mister Spock von der USS Enterprise versteht sich, nicht der Kinderarzt Dr. Spock. Gute Väter besiegen die Angst und werden eins mit ihren Phobien. So wie Buddha. Oder Patrick Swayze in *Gefährliche Brandung*.«

Erleben Sie zwei Tage im Leben des Josh Lansky: Freelancer, Möchtegern-Drehbuchautor, Ehemann und Vater zweier Kinder. Josh ist immer am Limit, hetzt zwischen Müttertreffen, Schule, Kinderbetten und seiner sexy, aber unzufriedenen Frau Stacy um sein Leben und wünscht sich nur eines: einmal Pause zu machen. Als Stacy auf einer Dienstreise ist, erfährt er von einer ähnlich gut aussehenden anderen Mutter, dass seine Frau ihn angeblich betrügt. Für Josh bricht eine Welt zusammen – doch seine Kinder lassen ihm keine Zeit zur Panik. Während er den alltäglichen Wahnsinn seines Stay-At-Home-Daddy-Lebens lebt, lässt Josh seine Beziehung Revue passieren und gerät ins Zweifeln. Würde Stacy tatsächlich fremdgehen? Und hätte er nicht auch einmal Lust auf ein Sexabenteuer? Der Fathermucker Josh Lansky weiß nur eins mit Sicherheit: Vater zu sein ist wunderschön, aber Vater zu sein bedeutet auch: zu versagen. Oder?

## ZUM AUTOR

Greg Olear arbeitet als Dozent für Kreatives Schreiben am Manhattanville College und ist Chefredakteur des literarischen Internetblogs *The Nervous Breakdown*. Daneben veröffentlicht er Artikel in diversen Zeitschriften und Foren. Olear lebt mit seiner Familie in New Paltz, New York. Und, ja, er ist ein Fathermucker.

Mehr Infos zum Buch und zum Autor unter [www.fathermucker.com](http://www.fathermucker.com) sowie unter [www.gregolear.com](http://www.gregolear.com).

GREG OLEAR

# FATHER- MUCKER

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Daniel Müller

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe FATHERMUCKER erschien 2011  
bei HarperCollins Publishers, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Holmen Book Cream* liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 04/2013  
Copyright © 2011 by Greg Olear  
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Caro Müller  
Printed in Germany 2013  
Umschlagillustration: Matt Roeser,  
unter Verwendung eines Fotos von © Ocean Photography  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck  
ISBN: 978-3-453-43693-0

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Für Stephanie  
&  
Für Dominick & Prudence



# TEIL EINS

---

Womit man  
rechnen muss,  
wenn man am wenigsten  
damit rechnet.





**Freitag, 10:37 Uhr**

Vater zu sein bedeutet Angst. Vater zu sein bedeutet Enttäuschung. Vater zu sein bedeutet Wut, und auch Neid und Lust. Um als Vater erfolgreich zu sein, muss man diese Gefühlsregungen beherrschen und ihnen mit der gleichen stoischen Ruhe begegnen wie Spock – Mister Spock von der USS Enterprise versteht sich, nicht der Kinderarzt Dr. Spock.

Gute Väter besiegen die Angst und werden eins mit ihren Phobien. So wie Buddha. Oder Patrick Swayze in *Gefährliche Brandung*.

Gute Väter haben auch ihre Erwartungen im Griff. Sie sind auf Enttäuschungen vorbereitet und geraten nicht wegen unbedeutender Kleinigkeiten ins Schwitzen. Vielmehr noch: Genau wie ein Zen-Meister, der ja in allen guten Vätern steckt, sind sie sich darüber im Klaren, dass fast alles in dieser Welt nichtig und bedeutungslos ist. Sogar die mit dem Vaterdasein einhergehenden alltäglichen Qualen wie Schlafentzug, emotionale Erpressung oder Teletubbies in Dauerschleife – die nach den Genfer Konventionen allesamt den Tatbestand der Folter erfüllen – bereiten einem guten Vater keine Kopfschmerzen.

Gute Väter kontrollieren ihre Wut. Sie verlieren nicht die Beherrschung und brüllen auch nicht in der Gegend herum. Also betiteln sie den hirnverbrannten Volltrottel, der ihnen gerade die Vorfahrt genommen hat, nicht als *Riesensarschloch*, wenn Kinder auf der Rückbank sitzen. Sie verteilen keine Backpfeifen und versohlen den Kleinen auch nicht den Hin-

tern. Allein die Liebe dient ihnen als Werkzeug der Disziplinierung.

Gute Väter bekämpfen die sieben Todsünden, zu denen auch Neid und Lust gehören, mit den sieben Kardinaltugenden: Demut, Barmherzigkeit, Güte, Geduld, Mäßigung, Vernunft und, ach ja, Keuschheit. Damit eifern gute Väter ihren Brüdern im Geiste, den Hirten der Gemeinde, nach. Sie spenden Segen und Trost, zügeln ihre fleischlichen Gelüste und stellen ihre eigenen Wünsche für die Erlösung und das Seelenheil anderer hinten an.

Das ist es, was gute Väter tun.

Ich strengte mich wirklich an, einer dieser guten Väter zu sein. Manchmal allerdings, wenn dich deine dreijährige Tochter fortwährend tritt, während dein fünfjähriger Sohn mit einer Gabel nach dir sticht, weil du ihm seinen Lego-Katalog wegnehmen willst, und die beiden dann Augenblicke später wegen überlebenswichtiger Fragen (wie zum Beispiel: Wer darf mit der Beilage des *Us-Weekly*-Magazins herumspielen?) aufeinander losgehen, kann der Vorsatz, ein guter Vater sein zu wollen, zu einer großen Herausforderung – ich korrigiere: zu einer unmöglich zu meisternden Herausforderung – werden.

Angesichts dieser Tatsache fällt mir in Hinblick auf mein oftmals schmuck- und glanzloses Vaterdasein noch ein weiterer Grundsatz ein: Vater zu sein bedeutet auch Scheitern.

»Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll ...«, meint Sharon mit sorgenvollem Blick, »... also sag ich's einfach geradeheraus.«

Es ist Freitag, zwanzig vor elf. Elf Uhr *morgens* wohlge-merkt, denn um elf Uhr abends sind meine Batterien so leer gesaugt, dass ich nicht mal mehr aufrecht stehen kann, wenn es nicht gerade einen Notfall (z.B. Albraumalarm bei einem meiner Kinder) gibt, der das unbedingt erforderlich macht.

Wir sind im Haus von Jess Holby, der Mutter der kleinen Emma, bei unserem wöchentlichen Playdate. Diese Playdates sind im Grunde nichts anderes als privat organisierte Spieltreffs für die Kinder befreundeter Eltern. Mit von der Partie sind Jess, Sharon, Gloria und ich – die diensthabenden Elternteile einer Horde Dreijähriger. Wenn man Glorias Sohn Haven mal ausnimmt, der wegen seiner an Bret Michaels erinnernden Glam-Metal-Haarpracht sowieso meist für ein Mädchen gehalten wird, bin ich wie so oft der einzige männliche Anwesende.

Sharon und ich stehen in der gut ausgestatteten Küche des Hauses und ziehen uns gerade eine weitere Dosis des Crack-Kokain-Ersatzes für Eltern, also frisch gebrühten Kaffee, rein. Alle anderen befinden sich in dem geräumigen Wohnzimmer mit der gewölbten Decke. Von meiner Position aus kann ich die Szene durch die offene Tür ganz gut überblicken: Gloria unterhält die Kleinen mit Seifenblasen. Die Kids tollern umher und schauen verzückt den glitzernden Gebilden nach, wie sie erst schwerelos aufsteigen und sich dann, wie viele Kinderträume auch, in ein feuchtes Nichts auflösen und einfach zerplatzen. Obwohl meine Tochter die Jüngste und Kleinste in dem Haufen ist, lässt sie sich im Gemenge nicht unterkriegen, sondern schubst, drängelt und bufft was das Zeug hält, um an die Seifenblasen zu kommen. Dabei wirkt sie ein wenig wie ein zu klein geratener Angriffsspieler beim Basketball, der sich durch nicht ganz regelkonformen Körpereinsatz eine möglichst gute Position für den Rebound erkämpfen will. Maude ist eine toughe Lady: Wenn sie ihre dreißig Pfund ins Getümmel wirft, verwandelt sie die spielende Schar im Handumdrehen in ein chaotisches Knäuel aus Kinderleibern. Äußerlich ähnelt sie meinem Vater, ist im Gegensatz zu ihm aber außerordentlich hübsch geraten. Ich selbst

hätte mir das sicher am allerwenigsten träumen lassen, aber es ist wahr: Maude ist die süße Miniaturausgabe meines Vaters. Aber Stopp! Halt! Was hat Sharon gerade gesagt?

*Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll, also sag ich's einfach geradeheraus.*

Keine Frage, das hört sich an, wie aus einer dieser kitschigen TV-Schmonzetten im Nachmittagsprogramm und ist in etwa so abgedroschen wie diese Es-war-alles-nur-ein-Traum-Filmenden. Leider trägt diese Erkenntnis nicht sonderlich viel dazu bei, die quälende Spannung zu entkräften, die durch ihre Worte aufgebaut wurde. Im Gegensatz zu den anderen Müttern – mich eingeschlossen – ist Sharon meines Wissens nach noch nie eine große Freundin von melodramatischem Getratsche gewesen. Für mich kann das eigentlich nur eins bedeuten: Bad News.

Herrlich! Wenn ich von einer Sache nie genug bekommen kann, dann von schlechten Neuigkeiten.

Geschockt von dieser Feststellung halte ich ruckartig bei der Aufstockung meiner Crack-Kokain-Ersatz-Reserven inne, verplempere dabei eine gute Ladung des heißen Kaffees und verbrenne mir zu allem Überfluss gehörig den Daumen. Die Kaffeekanne (Marke Krups, denn unser Mokka-Java ist uns heilig) zittert nun in meiner Hand.

»Oh-kay...«

Anstatt fortzufahren, schweigt Sharon für einen Moment und scheint ihre Worte zu überdenken. In ihren großen braun leuchtenden Augen (die nebenbei bemerkt wunderhübsch sind und wie eins dieser NASA-Bilder von Doppelplanetensystemen in weit entfernten Galaxien aussehen) kann ich erkennen, wie sie innerlich um eine Entscheidung ringt. Unterdessen kreischt Maude gerade im Wohnzimmer vorVergnügen. Sie hat eine weitere Seifenblase zerstört.

»Vielleicht sollte ich es dir lieber nicht erzählen«, sagt Sharon und dreht sich von mir weg. Dieser klassischen Seifenoper-Bewegung folgt eine weitere Seifenoper-Dialogzeile: »Eigentlich habe ich kein Recht dazu.«

Sharon trägt heute einen dicken, sackartigen Pullover mit einem viel zu großen Rollkragen, der ihren geschmeidigen Körper und ihre wohlgeformten Brüste unter Unmengen von Wolle begräbt. (Letzteres weiß ich nur, weil ich sie letzten Sommer zufällig mal im Badeanzug am Moriello Pool gesehen habe.) Wenn sie sich etwas zurecht machen würde, sähe sie ganz sicher umwerfend aus. Mütter von Dreijährigen machen sich in der Regel aber nicht zurecht. Zumindest nicht in New Paltz. Funktion triumphiert hier über Form wie ein Full House über einen Drilling. Es gibt nämlich gute Gründe, warum Mütter Schlabberklamotten tragen und mit Haarschnitten à la Simon Cowell herumlaufen. Es sind die gleichen Gründe, aus denen ich mich selbst für einen zackigen Kurzhaarschnitt entschieden habe und bereits seit zwei Wochen am Stück jeden Morgen in dieselbe Jeans schlüpfte.

»Komm schon, Sharon«, dränge ich und versuche, meiner Stimme nichts anmerken zu lassen. Gleichzeitig bugsiere ich die Kanne mit einigen Schwierigkeiten wieder zurück in die Kaffeemaschine, wobei ein paar Tropfen des schwarzen Golds auf die Warmhalteplatte platschen und ein zischendes Geräusch verursachen. »Sag's mir einfach. Es ist okay. Was immer es auch ist, die Welt wird schon nicht davon untergehen.«

Ihr Gesichtsausdruck verrät mir, dass sie genau darauf gewartet hat: Sie wollte meinen Segen, um fortzufahren, ein implizites Versprechen, den Überbringer der schlechten Nachricht nicht zu töten, eine vorausseilende Absolution sozusagen. Langsam öffnet sie ihren Mund – zweifelsohne ein toller Anblick, denn ihre prallen Lippen würden sich hervor-

ragend auf den Werbebroschüren der Kollagenspritzer Hollywoods machen – doch bevor sie etwas sagen kann, stapft Iris in die Küche.

»Mam-*miii*«, quäkt die Kleine. Mit ihrer dunklen Bubi-kopffrisur und dem fast schon lächerlich kurzen Pony soll sie sicher wie eine süße Version des Stummfilmstars Louise Brooks aussehen, wirkt aber eher wie der Komiker Moe von den Three Stooges, dem sie, wenn man ehrlich ist, auch sonst beeindruckend ähnlich ist. Im Grunde ist die kleine Iris die Alexa Joel von New Paltz, denn sie teilt das Schicksal der einzigen Tochter von Topmodell Christie Brinkley und Musiker Billy Joel: Während ihre Mutti eine der schönsten Frauen der ganzen Stadt ist, sieht sie selbst aus wie das Ebenbild ihres eher durchschnittlich geratenen Vaters. So ist das halt mit den Genen – manchmal gewinnt man, manchmal verliert man.

»Mam-*miii*.«

»Was ist los, Kleines?«

»Mam-*miii* ... Mam-*miii* ...«

Iris stammelt und stottert eine ganze Weile, bis sie endlich ihren Wunsch nach einem der Cookies auf dem Plastiktablett vor uns (gewöhnliche No-Name-Kekse aus dem Stop & Shop-Supermarkt) verbalisiert hat. Laut der Digitaluhr an der Kaffeemaschine dauert das Ganze fast drei volle Minuten – weitere drei Minuten Ungewissheit, weitere drei Minuten quälendes Fegefeuer für mich.

Nachts schläft Iris im Bett von Sharon und David. Das hat sie schon immer getan, seit dem Kleinkindalter. Meinen Informationen zufolge gibt es im Zimmer der Kleinen noch nicht einmal ein richtiges Bett, sondern nur einen dieser Schaukelsessel von Dutailier und unendlich viel Spielzeug. Holzspielzeug natürlich, der ganze Melissa & Doug-Katalog

um genau zu sein, denn neonfarbene, piepsende Plastikspiel-  
sachen sind Teufelszeug und kommen den Rothmans nicht  
ins Haus. Für mich persönlich ist das Co-Sleeping im engeren  
Sinne, also das gemeinsame Nächtigen der Familie in einem  
Bett, ungefähr so verlockend wie eine Kastration. Sicherlich  
gibt es da süße Momente der Vertrautheit, in denen Eltern  
und Kind liebevoll aneinander gekuschelt in ihrem Nest  
ruhen wie junge Welpen in einem Weidenkorb, aber im  
Grunde ist das Familienbett doch wie der Irak: Wenn man  
erstmal drin ist, gibt es einfach keine Exit-Strategie. Einmal  
*embedded* zwischen Mama und Papa, wird das Kind so lange  
im elterlichen Bett schlafen wollen, bis die Truppen endlich  
nach Hause kommen, sprich, bis es selbst alt genug für einen  
Freund/eine Freundin ist. Das bringt natürlich Probleme für  
die ins Co-Sleeping vernarrten Eltern mit sich. So kann ich  
mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie es Sharon und  
David miteinander treiben sollen, wenn zwischen ihnen  
dauernd eine kleine Anstandsdame namens Iris liegt, die sich  
schnarchenderweise über die Matratze wälzt und durch das  
Bettzeug gräbt. Vielleicht ist ja aber auch genau das der Sinn  
der Übung. Die Beziehung von Sharon und David ist mir  
ohnehin ein Rätsel. Er ist gut zwanzig Jahre älter als sie und  
dabei weder sonderlich attraktiv noch mit einem unwider-  
stehlichen Charisma gesegnet. Wir reden hier zwar nicht von  
einem so ungleichen Paar wie es Anna Nicole Smith und  
ihr klappriger Öl-Milliardär abgaben, trotzdem sorgt diese  
Konstellation in New Paltz allorten für Stirnrunzeln und  
Schulterzucken. Dummerweise ist niemand aus unserem Be-  
kanntenkreis eng genug mit Sharon befreundet, um sie nach  
dem Grund für ihre Partnerschaft mit diesem Fast-Rentner  
zu fragen, den meine Frau in Anlehnung an den großen, alten,  
schlammigen Mississippi einfach nur *Old Man River* nennt.

Als sich Sharon nach vorn beugt, um Iris einen Keks zu reichen – einen Bio-Keks aus der Frischhaltetüte in ihrer Handtasche, der aber genauso nährstoffarm sein dürfte wie die Cookies vom Stop & Shop-Stapel – schiebt sich ihr sackartiges Pullovermonster etwas nach oben und legt einige interessante Details frei. Neben einem mir bis dato unbekanntem Tattoo im Lendenwirbelbereich (ein kunstreich verzierter Skorpion in Rot und Schwarz) kommt auch der seidene Hauch eines Höschens (ebenfalls kunstreich verziert, ebenfalls rot und schwarz) zum Vorschein und sorgt für ein ungewohntes Zwicken in der Region südlich meines Bauchnabels. Als sich anschließend auch noch der erloschen geglaubte Vulkan mit einem eindrucksvollen Minibeben zurückmeldet, fällt der Schleier des Elterndaseins von meinen Augen. Plötzlich sehe ich Sharon nicht mehr als Mutter, sondern als Frau. Obwohl ich sie schon seit fast zwei Jahren kenne, fällt mir erst jetzt auf, dass Sharon Rothman – ich wage kaum, es auszusprechen – ein ziemlich heißer Feger ist. Klar war sie in meinen Augen schon immer eine hübsche Frau, aber »hübsch« ist eine Kategorie, in die auch die Tochter meiner Freundin Meg oder meine Schwester fallen. Nachdem ich Sharon in meiner inneren Flimmerkiste bisher immer nur als Moderatorin im Kinderfernsehen wahrgenommen habe, kommt es mir nun so vor, als hätte meine Fernbedienung plötzlich auf einen Schmuddelkanal umgeschaltet. Erst jetzt dämmert es mir, dass ein Sexabenteuer mit Sharon sicherlich ein über alle Maßen angenehmer Zeitvertreib wäre, und ich kann kaum glauben, dass mir ausgerechnet bei einem Playdate in der Küche von Emmas Mutti ein Damaskuserlebnis dieser Größenordnung widerfährt.

Den meisten Typen wäre diese Tatsache wahrscheinlich spätestens beim Anblick des lichten Haupthaars von Sharons



Ehemann, diesem alternden Blindgänger David, ins Auge gesprungen. Allerdings gehören die meisten Typen auch nicht der Hausmann-Vater-Spezies an und haben zwei kleine Kinder zu versorgen. Als Mann in meiner Lage muss man sich zwangsläufig von den fleischlichen Gelüsten verabschieden, denn die Lust ist wie ein Unkraut, das im (Kinder)Garten sprießt. Sobald es seinen hässlichen Kopf aus dem Boden streckt, muss es, so leid es einem auch tun mag, erbarmungslos vernichtet werden. Es ist ganz einfach unvorstellbar, dass ich auf dem Spielplatz, in der Vorschule oder der Turnhalle (wo Maude den Großteil ihrer fünfundvierzigminütigen Sportstunde meist auf meinem Schoß verbringt) darüber fantasiere, es Sharon Rothman zu besorgen: Sie bäuchlings auf den Esszimmertisch zu drücken, ihr das Seidenunterhöschen vom Leib zu reißen, meine Hände beidseitig des schwarz-roten Skorpions an ihre Hüften zu pressen und dann ...

Es ist nicht so, dass Stacy und ich keinen Sex hätten. Den haben wir sehr wohl. Aber die Nächte unserer Hochzeitsreise nach Capri, wo wir nach zwei Flaschen Wein pro Nase wie paarungswütige Tiere übereinander herfielen ... diese Nächte sind vorbei. Eigentlich sind sie nicht *vorbei* im eigentlichen Sinne, denn das würde bedeuten, dass sie niemals wiederkehren. Sie werden aber wiederkehren, das weiß ich genau. Momentan kommen sie mir allerdings genauso weit entfernt vor wie meine Rente. Wenn der volle Mond die draufgängerische Leidenschaft der Wochen nach unserer Hochzeit – also den *Honeymoon* – symbolisiert, irren wir im Moment wohl gerade unter dem mickerigen Licht seines Gegenspielers umher – in der schwarzen und hoffnungslosen Nacht des Neumonds. Die Tatsache, dass meine bessere Hälfte sich bereits seit einer Woche auf einer nicht enden wollenden Geschäftsreise in Los Angeles befindet, deren Zweck mir partout nicht klar werden

will, macht die Lage nicht unbedingt einfacher. Immer wenn ich anfangs, darüber nachzudenken, werde ich ziemlich schnell sauer, also verdränge ich das Thema meist.

Nach erfolgreicher Keks-Bettelei stapft Iris auf ihren stämmigen kleinen Beinen wieder zurück ins Wohnzimmer, wo der Seifenblasen-Moshpit unablässig weitertobt. Sharon erhebt sich aus der Hocke und schaut mich wieder mit sorgenvollem Blick an. Gerade noch rechtzeitig kann ich meine Augen von ihrem Hinterteil abwenden und entgehe damit nur um Haaresbreite der Enttarnung als schamloser Mutti-Angaffer. Genauso schnell, wie sie aufgetaucht sind, verschwinden meine lüsternen Triebe nun wieder, als ich mir Sharons Worte – diese Vorboten einer Hiobsbotschaft – in Erinnerung rufe.

*Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll, also sag ich's einfach gerade heraus.*

»Sorry wegen der Unterbrechung«, entschuldigt sie sich und deutet in Richtung Wohnzimmer. Es folgt eine kurze Pause, ein verlegendes Grinsen und dann: »Also ...«

»Also?«

Sie holt tief Luft, wodurch das Ganze lächerlich dramatisch wirkt.

»Es geht um Stacy«, sagt sie schließlich.

»Was ist mit ihr?«

»Sie ... oh, Josh, ich hasse es, diejenige zu sein, die es dir sagt. Ich denke ... ich glaube, sie hat eine Affäre.«

Das ist die Einleitung zu einem Gespräch, das zweifelsohne Stunden dauern könnte. Erfahrungsgemäß kommen Eltern aber nie in den Genuss von ausreichend Zeit und/oder ungeteilter Aufmerksamkeit, um eine halbwegs intelligente Unterhaltung führen zu können, die länger als sechzig Sekunden dauert. Zwar hatten Sharon und ich gerade fünf (nicht wirk-

lich) ungestörte Minuten in der Küche, um uns über Blödsinn wie unseren Oberidioten von einem Bürgermeister und den Niedergang der Innenstadt durch moderne Parkautomaten zu unterhalten, aber erst jetzt legt sie mir diese Bombe in den Schoß ... Bevor ich überhaupt Sinn in ihre Worte bringen bzw. die Nachricht ihre unausweichliche psychosomatische Wirkung in meiner Magengegend entfalten kann, stolpert Maude bei der Jagd nach einer Seifenblase über Emmas Fuß, schlägt mit dem Kopf gegen die Kante des Couchtisches und bricht in todeskampffartiges Heulen aus.

»Wir reden gleich weiter«, rufe ich Sharon zu und bin schon im Wohnzimmer, bevor ich überhaupt mitbekomme, dass ich mich bewege.

Ich hebe Maude hoch und versuche sie mit Küssen und Pusten zu beruhigen. Natürlich hasse ich es, sie weinen zu sehen, besonders wenn sie sich wehgetan hat. Andererseits sieht sie aber auch schrecklich süß aus, wenn sie vor Ärger und Schmerz derart aus der Fassung gerät. Ihr ganzes Gesicht knautscht sich dann zusammen, und zwischen ihren Augenbrauen erhebt sich ein steiler Gebirgskamm unveröhnlichen Missfallens. Maude kann unglaublich theatralisch, manchmal fast schon hysterisch sein. Bei ihr gibt es keinen Unterschied zwischen einem Heulanfall der Marke »Ich hab mir schrecklich wehgetan« und einem der Kategorie »Roland hat mir das Spielzeug weggenommen« – beide werden mit gleicher Inbrunst dargeboten. Neben Sex und der Fähigkeit, sich nach dem Toilettengang selbstständig das Hinterteil säubern zu können, besteht der Hauptunterschied zwischen Kindern und Erwachsenen darin, dass Erstere noch nicht gelernt haben, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und somit wegen jeder Kleinigkeit in die Luft gehen. Gestern zum Beispiel bekam Roland einen regelrechten Tobsuchts-

anfall, weil Maude ihm nicht das Ergebnis ihres großen Geschäfts in der Toilettenschüssel zeigen wollte. Erwachsene würden sich über solche Sachen sicherlich nicht derart ereifern (die meisten zumindest nicht). Im Vorschulalter allerdings ist jeder Konflikt ein Kampf auf Leben und Tod, der unbedingt gewonnen werden muss, da andernfalls das unausweichliche Ende der Welt droht. Manchmal habe ich das Gefühl, dass meine Hauptaufgabe als Vater darin besteht, den Kleinen beizubringen, wie man mit Enttäuschungen umgeht. Es ist quasi mein Job, ihnen zu vermitteln, dass das Leben kein Streichelzoo ist und oftmals ziemlich fies sein kann. Hört sich nach einer sehr erfüllenden Aufgabe an, oder?

Der Unfall hat einen kleinen roten Knubbel auf Maudes Stirn hinterlassen. Wie ich aus Erfahrung weiß, wachsen Beulen an Kinderköpfen schon nach kurzer Zeit zu beeindruckenden Gebilden heran, sind aber oftmals weit weniger schlimm, als ihr Anblick vermuten ließe. Daher decke ich sie einfach weiter mit kleinen Küssen ein, und siehe da, das Unfallopfer beruhigt sich etwas. Als Belohnung bekommt sie ihren Beruhigungssauger, ihren geliebten »Schnulla«. Er scheint die gleiche Wirkung auf sie zu haben wie eine Zigarette bei Erwachsenen. Ehrlich gesagt, wäre ich ziemlich überrascht, wenn Maude nicht spätestens auf dem College mit dem Rauchen anfängt – vorausgesetzt natürlich, dass im Jahr 2023 noch Zigaretten verkauft bzw. Bachelor-Abschlüsse vergeben werden.

Ich fliehe aus dem Tumult im Wohnzimmer und trage Maude in die Küche. Wie einen riesigen Football halte ich sie in meiner rechten Hand und fische gleichzeitig mit der linken ein paar Eiswürfel aus dem Tiefkühlfach. Ich weiß, dass Maude maximal fünfzehn Sekunden lang einen Eiswürfel auf ihrer Haut dulden wird, womit sich natürlich die berechnete

Frage stellt, warum ich es überhaupt erst versuche. Die simple Antwort: Zum einen ist es das, was man in solchen Fällen eben tun soll, und zum anderen hoffe ich auf einen Gewöhnungseffekt, der mir das Leben später einfacher machen wird. Nach nicht einmal fünf Sekunden Eiswürfel-Haut-Kontakt beginnt meine Tochter erwartungsgemäß damit, unruhig zu strampeln. Nach weiteren fünf Sekunden ist ihre Geduld für meine Pflegedienste endgültig aufgebraucht, und sie schreit: »Lass mich runter!« Ich tue natürlich sofort, was mir befohlen wurde, denn Maude ist das willensstärkste Kind auf der Welt (zumindest ist sie unter den ersten drei, wobei ich nicht so recht weiß, wer die anderen beiden sein sollen) und kann in solchen Momenten sehr überzeugend sein. Kaum habe ich sie auf die Erde gesetzt, wirft sich Maude wieder zurück ins Schlachtgetümmel, als wäre sie einer dieser furchtlosen Wide Receiver beim Football, die selbst nach den brutalsten Bodychecks wieder mit einem verschlagenen Grinsen auf das Feld zurückmarschieren. Es fehlt eigentlich nur noch, dass jetzt die Stadionlautsprecher anspringen und Pat Summerall die Szene mit den Worten kommentiert: »Es ist einfach unglaublich, liebe Zuschauer! Sehen Sie sich das an – Maude Lansky kommt tatsächlich wieder zurück ins Spiel«, woraufhin sich John Madden mit einer Lobeshymne auf Maudes Nehmerqualitäten einklinkt: »Ganz ehrlich, Pat, ich glaube es gibt keinen tougheren Spieler in der gesamten NFL als Maude Lansky.«

Erst jetzt komme ich dazu, meine Aufmerksamkeit wieder dem Thema »Deine Frau hat eine Affäre« zu widmen, das nun auch den bereits früher erwarteten Brechreiz in mir aufsteigen lässt. Allerdings ist Sharon nicht mehr in der Küche. Auch im Wohnzimmer ist nichts von ihr zu sehen. Da ein wahrlich ekelregender Geruch nach großem Geschäft in der Luft liegt und in dem Seifenblasen-Moshpit eine Mitstreiterin

fehlt, kann ich mir ausmalen, was geschehen ist. Sharons Tochter Iris, die noch nicht aufs Töpfchen geht, hat aller Wahrscheinlichkeit nach gerade ein Riesenei in ihre Windel gelegt.

Ich gehe in die Diele und will gerade die Treppen zu den Zimmern im ersten Stock erklimmen, wohin sich Sharon mit ihrer Tochter zurückgezogen haben wird, als die Haustür auffliegt und Meg mit ihren Zwillingen hereinspaziert. Meg ist meine engste Freundin in New Paltz. Kennengelernt habe ich sie im Wartezimmer des Barefoot Dance Centers, wo Roland und Maude zusammen mit Megs Zwillingen Beatrix und Brooke an dem Kurs »Kreative Bewegung« teilnehmen. Am ersten Tag saßen wir dort mit neun anderen Elternteilen zusammen (acht Mütter, zwei von ihnen mit Kleinkindern, und ein einsamer Vater, der einen penetranten Zwiebelgeruch verströmte) und diskutierten eifrig darüber, wie man die Nahrungsmittelpalette unserer Kleinen erweitern könnte. Eine Mutter aus der Gruppe klagte in diesem Zusammenhang über den hyperaktiven Würgereiz ihrer Tochter, woraufhin Meg witzelte: »Beatrix ist auch so. Sie kotzt, wo sie geht und steht. Ich sag euch, der feuchte Traum einer jeden Bulimikerin!« Die anderen Eltern in der Runde starrten Meg so geschockt an, als hätte sie gerade einen fahren lassen. Kein Wunder eigentlich, gilt es gemeinhin doch immer noch als Tabu, über Essstörungen Witze zu machen. Trotz der bösen Blicke habe ich herzhaft über Megs Bemerkung gelacht. Ich wusste sofort, dass sie nicht so war wie die anderen Mütter in New Paltz und wir Freunde werden würden. Und das sind wir dann auch geworden. Da es allerdings ein ungeschriebenes Gesetz ist, dass verheiratete Männer keine allzu vertrauten Kumpelbeziehungen zu verheirateten Frauen eingehen dürfen, ist unsere Freundschaft in einem unbefriedigenden Stadium

stecken geblieben. Auch wenn ich persönlich kein Problem darin sehen würde, ist es zum Beispiel undenkbar, dass ich Stacy gegenüber einfach so ankündige: »Hey, Liebes, ich geh heute Abend noch mit Meg auf ein paar Drinks aus.« Obwohl es also eigentlich andersherum sein müsste, ist Meg enger mit meiner Frau befreundet als mit mir. Wenn sie bei uns zu Hause anruft, dann stets nur, um mit meiner, O-Ton, »wundervollen Frau« zu sprechen.

Mit gekonnten Bewegungen befreit Meg die Zwillinge von ihren Jacken, die sie dann zu den anderen Kinderklamotten auf den Boden wirft. Dann umarmt sie mich und drückt mir ein Begrüßungsbussi auf die Wange. »Das sieht ja nach einem Heidenspaß aus«, brummt sie zynisch und verdreht die Augen, als Brooke (zumindest glaube ich, dass es Brooke ist) vom Tamtam im Wohnzimmer angezogen in Richtung des Seifenblasen-Moshpits stürzt. Man muss kein Hellseher sein, um zu erkennen, dass Meg wegen irgendetwas sauer ist.

»Alles okay?«

»Sicher doch. Außer, dass ich mit einem Vollhonk verheiratet bin, ist alles okay.«

Was ich an Meg wirklich liebe, ist die Tatsache, dass sie, ohne mit der Wimper zu zucken, Kraftausdrücke wie Vollhonk in den Mund nimmt, obwohl sich gerade eine ihrer hellhörigen Töchter wie ein Koalabär an ihrem Bein festklammert.

»Soren ist gestern Abend ausgegangen«, erklärt Meg. Sie spricht dabei so leise und langsam, als wäre sie bis unter die Haarspitzen zgedröhnt, was sie genau genommen auch oft genug ist (allerdings lange nicht so oft, wie sie es gern hätte, denn obwohl sie schon ewig und drei Tage in New Paltz lebt, hat sie immer noch keinen verlässlichen Dope-Dealer auftreiben können). »Und zwar mit Peter Berliner, der übrigens

immer noch nicht gecheckt hat, dass es seine Cynthia mit Bruce Baldwin treibt, obwohl es mittlerweile so viele Leute wissen, dass man meinen könnte, es hätte in der Zeitung gestanden.«

Die Erkenntnis, dass Peter Berliner, der Gehörnte vom Dienst, und ich Leidensgenossen sein könnten – dass meine Freunde und Nachbarn möglicherweise schon seit einiger Zeit hinter vorgehaltener Hand über mich tuscheln, während ich im Stop & Shop an ihnen vorbeisclurfe und, treudoof wie ich nun einmal bin, meinen Einkaufswagen mit Kinderjoghurt und Bio-Knabbereien für die Kleinen fülle – schraubt meinen Brechreiz hoch auf Stufe neun (von zehn). Dementsprechend viel Mühe kostet es mich auch, den French Roast in meinem Magen zu behalten und nicht augenblicklich auf Megs exklusive Ugg-Stiefel zu erbrechen.

»Eigentlich wollten wir nämlich zusammen ausgehen«, fährt sie fort. »Soren sollte sich um einen Babysitter kümmern, was logischerweise nicht geklappt hat, weil er Abby erst gegen fünf Uhr abends angerufen hat. So ist er dann allein losgezogen und erst um zwei Uhr morgens nach Hause gekommen – total breit natürlich. Zur Krönung hat er mir noch das ganze Badezimmer vollgekotzt, sodass unser Haus jetzt nach einer Mischung aus Alkohol und Erbrochenem stinkt. Ekelhaft ... Soren ist echt ekelhaft.«

Erst jetzt schaut sie nach unten und bemerkt, offensichtlich zum ersten Mal, dass sich die anhängliche Beatrix immer noch an ihrem linken Hosenbein festhält. »Ach, komm schon, Kleine!«, murrte Meg, mehr zu sich selbst als zu ihrer Tochter, und versucht den menschlichen Koala durch wiederholtes Schütteln ihres linken Beins loszuwerden. Erfolglos. So wendet sie sich wieder mir zu: »Und heute Morgen heult er doch tatsächlich in einer Tour, dass es ihm schlecht gehe und so



weiter ... aber die Mitleidsmasche zieht bei mir nicht! Jedenfalls musste er dann zu irgend so einem Fotoshooting nach Pawling fahren. Das liegt in der Nähe von Danbury, sodass ich ihn gleich zu einem Einkauf bei Trader Joe's verdonnert habe, den Mistkerl.« Mit einer überraschend energischen Bewegung schüttelt Meg die kleine Beatrix von ihrem Bein ab und gibt ihr einen leichten Klaps auf den Hintern. »Geh spielen, Trixie. Mami will sich etwas unterhalten.«

Ich freue mich kurz darüber, dass ich zuvor richtig auf Brooke getippt habe, und schaue Beatrix an, die reglos vor ihrer Mutter steht. Obwohl die beiden Schwestern Zwillinge, ja sogar eineiige Zwillinge sind, könnten sie unterschiedlicher kaum sein. Nichts da von wegen »sie gleichen einander wie ein Ei dem anderen«! Das Elterndasein eröffnet einem wirklich jeden Tag aufs Neue eine Welt des Wunders und des Staunens und könnte so herrlich sein, wenn es nur nicht so gottverdammnt anstrengend wäre!

»Schau mal, Kleine, da gibt es Seifenblasen.«

»Seile-blasen?« Beatrix lässt sich tatsächlich von der Aussicht auf *Seile-blasen* überrumpeln und saust mehr hüpfend als laufend (eins ihrer Beine ist etwas kürzer geraten) ins Wohnzimmer.

»Toller Trick«, lobe ich Meg.

»Danke. Also, wie sieht's aus mit dem *Rents Magazine*?«

»Wie hast du denn das schon wieder herausbekommen? Über Stacy?«

»Facebook.«

»Ach, ja«, brumme ich, als mir wieder einfällt, dass ich heute Morgen zu unchristlich früher Stunde meinen Facebook-Status aktualisiert hatte, bevor die erste Dosis des schwarzen Crack-Kokain-Ersatzes mein Bewusstsein aktivieren konnte. (Bei genauerer Überlegung macht jetzt auch das Status-Up-

date von Soren, »Kann mich nicht an letzte Nacht erinnern«, viel mehr Sinn als heute früh.) »Das steht aber noch nicht wirklich fest. Sie meinten nur, dass ihnen meine Idee gefällt.«

»Woraus bestand denn deine Idee?«

»Du kennst doch diese Interviews mit Celebrity-Eltern im *Rents*, oder? Nun, ich habe ihnen gesagt, ich könnte eins mit Daryl ›Duke‹ Reid machen.«

»Das ist dieser Punk-Typ, oder?«, fragt Meg nach und spricht dabei das Wort *Punk* mit der gleichen Verachtung aus wie konservative Fernsehprediger vom Schlage Pat Robertson das Wort *schwul* betonen.

»Ja, genau. Seine Tochter ist doch auch auf der Thornwood School und geht mit Roland in eine Klasse, weißt du?«

Meg nickt und scheint sich zu erinnern. »Nimmt sie auch an den Therapieprogrammen teil?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich eher nicht. Ich meine, es ist ja nicht so, dass alle Schüler daran teilnehmen würden. Thornwood ist eine integrative Schule.«

Nachdem Meg einen Moment lang über meine Worte nachgedacht hat, fragt sie: »Meinst du, er wird das Interview mit dir machen?«

»Mal schauen. Heute Nachmittag findet ein Klassenausflug statt, es geht ins Kürbisfeld. Eigentlich müsste Reid mit von der Partie sein. Zumindest kommt er sonst auch immer zu solchen Elterngeschichten.«

»Das ist doch wunderbar, Josh!«

Momentan fühlt sich eigentlich gar nichts besonders *wunderbar* an, schon gar nicht die enorme Last auf meinen schmalen Schultern, die mich natürlich nur metaphorisch erdrückt, da ich ja immer noch mit den Schultern zucken und mir ein »Schätze schon« abringen kann.

»Soll ich auf Maude aufpassen?«

»Nicht nötig. Vanessa kommt vorbei.«

»Genau deshalb frage ich ja: Soll *ich* auf Maude aufpassen?«, spottet Meg, die meine Babysitterin Vanessa nur ein einziges Mal und dann nie wieder engagiert hat, mit einem breiten Lachen.

Als hätte sie auf das Stichwort gewartet, kommt Maude mit einem ziemlich verärgerten Gesichtsausdruck in den Flur getrottet. Ihre dünnen weißblonden Locken lassen ihren Kopf wie eine flauschige Pusteblythe aussehen.

»Papa, ich will nach Hause«, fordert sie in ihrem patentreifen Jammerton.

»Aber Beatrix und Brooke sind doch gerade angekommen.«

»Weil ... weil ...«, stammelt sie, während sich ihre Gesichtszüge in Sekundenschnelle von »ziemlich verärgert« zu »mächtig angepisst« verzerren. »Ich mag Bee-ah-twix und Bwook aber nicht.«

»Doch, das tust du sehr wohl, Maude.«

»Ich will aber nach Hause gehen!«, wiederholt sie energisch. Nach dieser eindeutigen Ansage geht sie in ein unverständliches Wehklagen über, das – wenn ich es mir recht überlege – auch meine eigene Gefühlswelt in diesem Moment perfekt wiedergibt.

Natürlich weiß ich, dass man sich nicht von den eigenen Kids herumkommandieren lassen sollte, aber das hier ist eine Ausnahmesituation. Wenn es nämlich eine Sache gibt, die ich auf die harte Tour gelernt und für alle Zeiten verinnerlicht habe, dann die Folgende: Wenn dein Kind ein Playdate beenden und nach Hause fahren will, dann gibt es nur eine Sache, die du tun kannst – du musst das bescheuerte Playdate beenden, dein Kind einpacken und verdammt noch mal nach Hause fahren.



nen ist die wasserdichte und reißfeste Wegwerfvariante einfach viel, viel praktischer für Leute wie uns, sprich, für Leute mit Kindern.

»Gehst du schon?«

»Sieht so aus.«

»Mist. Tut mir leid. Ich ...«

»Schon okay.«

Sie spreizt den Daumen und den kleinen Finger ab, presst die restlichen drei Finger in den Handballen und führt ihre Hand ans Ohr, um mir zu signalisieren: *Ich rufe dich an*. Durch die an ihrem kleinen Finger baumelnde Plastiktüte mit der braunen Windel wirkt ihre Geste allerdings reichlich unbeholfen. Ich nicke ihr zu, verabschiede mich brüllenderweise von Jess und den anderen und schlepe dann die immer noch um sich tretende und krakeelende Maude samt ihrer Jacke hinaus zu unserem Minivan.

## ***Freitag, 03:33 Uhr (sieben Stunden zuvor)***

Ich wache zufrieden, weil erholt auf. Dieser Zustand tritt eigentlich nur ein, wenn man aus eigener Kraft und dem Rhythmus der eigenen biologischen Uhr folgend erwacht und sich die notwendige Zeit nehmen kann, um aus dem nebulösen Reich des Unterbewusstseins in die wirkliche Welt zu gleiten ... wenn man sozusagen auf Zehenspitzen und in Minischritten in den unberührt vor einem liegenden See namens »neuer Tag« wadet, anstatt aus dem Traum gerissen und, quasi nichts ahnend, ohne jede Vorwarnung ins kalte Wasser gestoßen zu werden. Oftmals ist für Letzteres – also den abrupten Wechsel vom gemütlichen Durchschreiten der weichgezeichneten Korridore des Traumreiches zum Hasten durch die unerbittlich realen Flure des eigenen (dunklen) Hauses – der plötzliche und markerschütternde Schrei eines Kindes verantwortlich, das einen mit seinem Gebrüll im Handumdrehen vom siebten Himmel in einen gnadenlosen Überlebenskampf in besagtem See wirft. Leider verschwindet das wunderbare Gefühl, zufrieden, weil erholt aufgewacht zu sein, in dem Moment, als ich das Kratzen höre ...

Trotz der zwei Babyfone, die die wohlklingenden Laute der sich duellierenden Einschlafhilfen aus den Zimmern meiner Kinder übertragen – Weißes Rauschen für Roland versus Dampflok für Maude – sowie dem metallischen Klappern und glucksenden Rumoren der Heizleisten am Schlafzimerfußboden höre ich einzig und allein dieses Kratzen – ein

fremdartiges Geräusch und der akustische Beweis für die Existenz der Eindringlinge.

Gerade mal Oktober, und schon sind sie wieder da – die Biester ... Halleluja!

Wir wohnen mittlerweile seit vier Jahren in diesem Haus, sodass ich mich inzwischen an die jahreszeitlich bedingten Veränderungen gewöhnt habe. Ich weiß, dass in unseren Zimmerwänden Mäuse hausen, und ich weiß auch, dass sie nicht herauskönnen, weil unser Kater Steve sie in diesem Fall sofort erledigen würde. Kaum ist sein Name in meinem Hirn aufgeblitzt, sehe ich ihn auch schon an der Tür lauern. Auf seinem Gesicht liegt wie so oft dieser unendlich geduldige Ausdruck, der durch einen zu allem entschlossenen Gehirnwäscheblick à la *The Manchurian Candidate* verstärkt wird. Steve setzt ihn immer dann auf, wenn er darauf wartet, dass die verdammte Maus endlich mit dem Kratzen aufhört und ihre spitze Visage zeigt. Aber die Maus – eigentlich müsste ich den Plural, also *Mäuse*, benutzen, da die Biester immer in Gruppen unterwegs sind – kommt einfach nicht raus. Sie kratzt und schabt, rennt in den Spalten unter den Holzdielen hin und her und in den Gängen der Wände hoch und runter, aber entfliehen kann sie dem Ganzen nicht. Somit ist sie ihr Leben lang dort gefangen und wird höchstwahrscheinlich auch dort sterben. Das tun die meisten irgendwann. Wenn es nicht der Hunger oder der Durst besorgt, dann das Gift, das ich unter dem Schrank im oberen Badezimmer ausgelegt habe. Ist die Maus gestorben, verpestet der verrottende Kadaver des kleinen Mistviechs zwei Wochen lang die Luft in unserem Schlafzimmer. Es ist ein wahrlich ekelerregender Gestank, ein unsagbar beißender Mief, an dem ich aber trotzdem irgendwie Gefallen finde – etwa so wie der Geruch meiner eigenen Ausdünstungen mich irgendwie berauscht –, denn

dieser Geruch nach Fäulnis und Zersetzung bedeutet in erster Linie eins: Die Maus ist tot.

Ja, ich fürchte mich vor Mäusen. Ich hasse diese kleinen Monster, und zwar alles an ihnen. Ganz besonders hasse ich aber ihre Geräusche, dieses Kratzen und Klopfen an den Wänden. Für mich ist das ungefähr so unerträglich wie für andere Personen das Geräusch von Fingernägeln, die auf einer Schiefertafel entlangkratzen – nur eben noch viel, viel schlimmer. Wer auch immer sich diesen Quatsch von *mucksmäuschenstill* ausgedacht hat, ist wahrscheinlich auch das Genie, das den Spruch XYZ *schläft wie ein Baby* erfand. Mäuse sind verdammt laut, und Babys wachen nachts alle paar Minuten auf, du Volltrottel! Wenn das einer wissen muss, dann ich.

Nachdem ich die Mäuse das erste Mal in unseren Wänden gehört hatte, brauchte ich circa einen Monat, um mit der lähmenden Angst umgehen zu können. Es war wie bei Edgar Allen Poe: Wenn Stacy nicht da war, ließ ich nachts das Licht an und holte mir Steve ins Schlafzimmer. Am liebsten war es mir, wenn er sich wie ein Schutzschild am Fußende des Betts breitmachte und dort Wache hielt. Meine Panik steigerte sich sogar so weit, dass ich mehrere Male meine Nerven mit Whisky zu beruhigen versuchte, was sich wegen der sofort einsetzenden Kopfschmerzen und der vermehrten nächtlichen Toilettengänge als wenig nützlich erwies.

Im Laufe der letzten Jahre habe ich nichtsdestotrotz einen gewissen Gewöhnungsprozess durchlaufen: Ich gehe mit dem Kratzen jetzt besser um und werde davon nicht mehr derart aus der Bahn geworfen, wie es früher der Fall war. Meine Mäusephobie ist sozusagen von Level zehn auf Level acht Komma fünf gesunken. Obwohl ich mittlerweile wieder lebens- und funktionsfähig bin, wenn ich die Viecher höre, ist



es nach wie vor sehr schwierig, ja fast unmöglich für mich, in dieser Situation zu entspannen. Bei nahezu jedem nicht sofort identifizierbaren Geräusch – selbst bei nicht von Mäusen verursachten Lauten wie dem Klopfen der Heizung, von dem ich rein rational sogar weiß, dass es von der Heizung stammt – durchfährt mich ein schreckhaftes Zucken, und jede Faser meines Körpers verkrampft. Sollte sich das Geräusch dann – Gott behüte! – doch als ein von einem Exemplar der Spezies Nagetier hervorgerufenen Lebenszeichen entpuppen, löst das endgültig die höchste Alarmstufe in meiner inneren Schaltzentrale aus. Mein Körper setzt ohne Ende Adrenalin frei und schaltet auf das in Stresssituationen typische Verhaltensmuster von *Fight or Flight*, Kampf oder Flucht um. Obwohl ich für gewöhnlich eher schlecht höre – was Stacy fast täglich auf die Palme bringt, da ich ihre aus der Küche gebrüllten Anweisungen der Marke »Bring bitte den Müll raus«, »Sieh mal, was mit Maude ist« oder »Füttere bitte die Katze« noch nicht mal im Wohnzimmer mitbekomme – verwandle ich mich bei Nagetier-Alarm in ein hochsensibles Sonargerät. Manchmal frage ich mich sogar, warum mich die US Navy noch nicht auf einem ihrer Atom-U-Boote als wandelnde Ortungsanlage angeheuert hat. Wenn ich nämlich einmal in diesen Mausalarmmodus umgeschaltet habe, gibt es kein Zurück mehr: Als wäre gerade DEFCON I ausgerufen worden, liege ich regungslos da und lausche wie gebannt in die Nacht hinein. Überflüssig zu erwähnen, dass es mit dem Schlafen, wenn man so auf der Hut ist, eher knifflig ist.

Ja, ich weiß: Mäuse sind harmlos, Mäuse sind süß, Mäuse sind Säugetiere wie wir auch, und sie kümmern sich liebevoll um ihre Jungen, bla, bla, bla. Wahrscheinlich ist die Kinderliteratur deshalb auch so voll von Mäusen. Mickey, Minnie, Mighty, Maisy, Jerry, Wemberly Worried, Stuart Little ... Die

Liste ist unendlich, die Belegstellen unzählbar: Angefangen mit Kinderreimen in Limerick-Form aus dem 18. Jahrhundert wie »Hickorydickory dock, the mouse ran up the clock« und den Gutenachtgeschichten einer gewissen Margaret Wise Brown (»Goodnight little house, and goodnight mouse«) über die Weihnachtsreime von Clement Clark Moore (»In der Nacht vor dem Christfest, da regte im Haus sich niemand und nichts, nicht mal eine Maus«) bis hin zu Klassikern des Kalibers *Wie der Grinch Weihnachten gestohlen hat* (»Der einzige Krümel, den er daließ im Haus, war als Krümel sogar noch zu klein für die Maus.«). Eigentlich ist die Kinderliteratur nicht nur voll von Mäusen, sie ist regelrecht von ihnen befallen. Das letzte Beispiel stammt übrigens aus der Feder des Kinderbuchautors Dr. Seuss, der in einem seiner Werke (*Grünes Ei mit Speck*) auch fragte: »Magst du's vielleicht hier im Haus? In Gesellschaft einer Maus?«. Meine Antwort darauf lautet: Auf keinen Fall, Mister Seuss! Und überhaupt, was für eine Art Doktor sind Sie bitteschön, wenn Sie mich und den Rest der Welt so rücksichtslos mit Ihren verschrobenen Mäusegeschichten peinigen?

Vor einiger Zeit – noch vor unserem Umzug nach Upstate New York – waren Stacy und ich mal mit dem Auto in der Nähe von Woodstock unterwegs, als hinter einer Kurve plötzlich ein Hirsch mitten auf der Straße auftauchte. Ich saß selbst am Steuer, und wir rasten mit über hundert Sachen direkt auf das regungslos dastehende Tier zu. Cool wie ein Eisblock oder John Wayne beim Showdown, starrte ich dem Hirsch direkt in die Augen, zischte »Wehe, du bewegst dich jetzt«, machte einen beherzten Linksschlenker um das Lebendhindernis und rettete uns allen damit das Leben. Ich, meine bessere Hälfte, der Hirsch – alle waren wir noch einmal

davongekommen. Aber Stacy kauerte im Beifahrersitz und schrie sich die Seele aus dem Leib. Selbst nach zwei Stunden hatte sie sich wegen der Beinahe-Kollision noch immer nicht wieder eingekriegt. Bei mir hingegen war während des gesamten Manövers noch nicht einmal der Puls angestiegen. Ich weiß zwar nicht warum, aber irgendwie war ich mir absolut sicher gewesen, dass ich den Hirsch nicht rammen würde. Ich hatte keine Angst gehabt, nicht mal ein klein wenig – obwohl das wahrscheinlich besser gewesen wäre. Meine Theorie ist, dass Leute mit starken Phobien (wie ich) in gefährlichen Situationen (wie der eben beschriebenen) all ihre angesammelte Angst und Furcht bündeln und auf das angstausslösende Objekt (in diesem Fall: der Hirsch) übertragen. Aus eben jenem Grund hatte ich weder bei diesem Beinahe-Autounfall Angst zu sterben noch als Bewohner von Manhattan am 11. September Angst, in die ewigen Jagdgründe einzuziehen. Auch als auf unserem Flug nach Paris einmal ein Blitz in die Tragfläche einschlug, woraufhin sich selbst die Flugbegleiterin aus Angst übergeben musste, hatte ich keinen Moment lang Sorge, mitsamt den Wrackteilen der zerschellten Maschine auf den Grund des Ozeans zu sinken. All die Angst, die eine normale Person berechtigterweise in diesen Ausnahmesituationen verspüren würde, überkommt mich stattdessen in Anwesenheit von *Mus Musculus*, der gemeinen Hausmaus – diesem kleinen, ungefährlichen Nagetier, das nichts weiter will, als ein paar Brotkrumen und ein warmes Plätzchen, um ein Nest für seine Jungen zu bauen. Die braungraue Maus, mein Kryptonit.

Dabei waren es Mäuse, die mich und Stacy überhaupt erst zusammengebracht haben – mehr oder weniger zumindest.

Nachdem ich jahrelang auf der traurigen Seite des Hudson

Rivers als Bürger zweiter Klasse in Hoboken gelebt hatte, schaffte auch ich es irgendwann, meine eigene kleine Bruchbude in Manhattan, 28th Street Ecke Lexington Ave, zu ergattern. Die besagte Einzimmerwohnung befand sich direkt über zwei *Bodegas*, den für den Big Apple typischen kleinen Lebensmittelläden ohne Ladenschlusszeiten, und lag direkt an einem Hotspot für die New Yorker Straßenprostitution. Wenn ich spät genug nach Hause kam, traf ich regelmäßig auf die Nutten der Feierabendschicht, die sich in einem der Ecklädchen mit Bagels stärkten. Wie sich kurz nach meinem Einzug herausstellte, war meine Wohnung so etwas wie eine Raststätte auf dem viel frequentierten Mäuse-Highway von Brooklyn nach West-Manhattan – ein Ort, an dem Massen kleiner, pelziger Kreaturen haltmachten, um neue Kräfte zu sammeln und Partys zu feiern. Zu Anfang war mir diese Tatsache noch nicht wirklich klar gewesen, aber irgendwie hatte ich es schon gespürt, denn sowohl in meinem Unterbewusstsein als auch in meinen Träumen huschten auf einmal unzählige Mäuse hin und her und meldeten sich quiekend zu Wort. Eigenartig war nur, dass ich bis dahin weder Mäuse gesehen noch die Überreste ihrer Stoffwechselprozesse in meiner Wohnung gefunden hatte. Irgendwann kam sie dann aber doch, die schicksalhafte Nacht, in der meine im Kindesalter erworbene und bis zu diesem Moment sanft schlummernde Mäusephobie wieder zu voller Blüte erwachte: Als ich nach einem langen Tag gegen zwei Uhr morgens nach Hause kam und das Licht in meiner Wohnung anschaltete, traf mich fast der Schlag, als ich ein paar dieser pelzigen Biester um die Stehlampe in der Ecke herumflitzten sah. Ich flippte natürlich sofort aus und wurde von einer mittelschweren Panikattacke erfasst. Um ein Haar wäre ich sogar ohnmächtig aus den Latschen gekippt. Selbst wenn eine Leiche in meiner Wohnung gelegen und ihr Blut

den gesamten Teppich durchtränkt hätte, wäre ich nicht schneller auf die Straße hinuntergesprintet, um mit dem besten Taxi in Richtung East Village zu Stacy zu fahren und sie anzuflehen, die Nacht in ihren vier Wänden verbringen zu dürfen. Ich war völlig außer mir und muss wie ein total durchgeknallter Spinner auf sie gewirkt haben. Wir gingen damals schon eine Weile miteinander aus und hatten bereits das L-Wort fallen lassen. Trotzdem standen wir noch ziemlich am Anfang unserer Beziehung, die ich mit dieser Aktion locker gegen die Wand hätte setzen können. Ich meine: Wer will schon einen Partner, der Angst vor ein paar lächerlichen Nagetieren hat? Gott sei Dank ließ mich Stacy aber trotzdem in ihre Wohnung, wo ich sofort in ihr geräumiges und von zwei Katzen – nämlich Steve und dem leider schon verstorbenen Joni – bewachtes Bett geklettert bin, das ich seither auch nicht mehr verlassen habe. Das war dann der Wendepunkt in unserer Beziehung, und eigentlich haben wir ihn ein paar Mäusen zu verdanken.

Als ich Rob, unserem ehemaligen Therapeuten, von meiner Mausphobie erzählte, riet er mir, mich beim nächsten Aufeinandertreffen mit der Nagetierfraktion einfach mal in ihre Lage zu versetzen. Ich sollte mir sozusagen ihre Schuhe anziehen, wozu man sich natürlich erst einmal vorstellen können muss, dass Mäuse Schuhe tragen. Trotz anfänglicher Skepsis hab ich es irgendwann versucht: Die Maus, die ich mir seither immer vorstelle, trägt eine Lederjacke und einen Fedora-Hut und ist wie Indiana Jones mit einer Peitsche bewaffnet. Auf der Suche nach einem Ausgang irrt sie in dem Labyrinth aus Gängen und Tunneln in den Wänden unseres Schlafzimmers umher und betritt nach einer Abzweigung plötzlich eine riesige Kammer, die an die Grabeshallen in der

Tiefe der ägyptischen Pyramiden erinnert. In dieser Kammer türmt sich ein gigantischer Berg von Mäuseskeletten auf – die sterblichen Überreste der Vorläufer meiner Indiana-Jones-Maus, deren mittlerweile verwesene Pfoten sich noch im Todeskampf vergeblich nach dem Heiligen Gral, dem Freiheit versprechenden geheimnisvollen Portal zum Schlafzimmer der Lanskys ausgestreckt hatten. Spätestens bei diesem Anblick weiß meine Indiana-Jones-Maus dann, dass ihre Zeit abgelaufen ist und sie in Kürze dasselbe Schicksal wie ihre Vorgänger ereilen wird ...

Da liege ich nun – um 03:33 Uhr morgens, *Dunkle Nacht der Seele* und so weiter und so fort, die Bettdecke um mich geschlungen wie eine Kevlar-Weste – und lausche: Die Mäuse kratzen in der Wand, und Steve antwortet mit einem Kratzen auf der anderen Seite. Ich versuche, mir den Anführer der Mäusebande als eine Miniaturausgabe von Harrison Ford mit Nagetiergesicht vorzustellen, was eigentlich ein derart aberwitziger Gedanke ist, dass er den meisten Menschen die Angst nehmen würde, aber vergeblich: Das Kratzen lässt mir keine Ruh.

Ich hasse es, mitten in der Nacht wach zu sein, wenn die Kinder schlafen. Genau genommen hasse ich es auch so, mitten in der Nacht wach zu sein. Wenn ich allerdings wach liege und in dieser Zeit noch nicht mal irgendwelche väterlichen Aufgaben erfüllen kann, treibt mich das förmlich in den Wahnsinn. Es ist so, als würde ich mich nach monatelangem Sexentzug mit einem nymphomanischen Reality-Soap-Starlet à la Kim Kardashian – ihre Schwester Khloé (die mit dem Drag-Look) würde es zur Not auch tun – im Bett wiederfinden, aber mein Liebesgeschütz aufgrund zu häufigen Handbetriebs nicht in Stellung bringen können. Mit anderen Worten: Die Situation ist aussichtslos und die Chance, verdammt noch mal, vertan.

Apropos Handbetrieb und nymphomanische Kardashian-Schwestern ... meine Frau ist in L. A., ich habe das Schlafzimmer ganz für mich allein und könnte eigentlich den Leopold Bloom am Sandymount Strand geben. Vielleicht sollte ich tatsächlich einfach die Gelegenheit ergreifen und meine Angst mit Lust bekämpfen? Allzu oft habe ich nämlich nicht die Möglichkeit, mir so ungestört einen von der Palme zu wedeln, wie ich es ab dem zwölften Lebensjahr – als mich die Götter der Fruchtbarkeit in die Praktiken dieses wundervollen Zeitvertreibs einweihten – bis zu meinem Einzug bei Stacy fünfzehn Jahre später tagtäglich vor dem Schlafengehen getan habe. Wahrscheinlich würde diese Druckentlastung auch meine strapazierten Nerven beruhigen ... aber nein, es geht nicht. Ich fühle es einfach nicht. Für einen wirklich gelungenen Abgang müssen nämlich zwei Dinge zusammenkommen: Zum einen muss eine gewisse Menge an Rohmaterial vorhanden sein und zum zweiten muss es ein inspirierendes Szenario geben, das die Vorstellungskraft der Kategorie »Come on, baby, light my fire« entfacht. Dummerweise habe ich vor sechs Stunden das letzte Mal Hand angelegt und mein Pulver somit bereits verschossen. Leider Gottes war das nur eine wenig erquickende Routinehandlung – momentan vermag es meine sonst sehr lebendige Vorstellungskraft einfach nicht, Wunder zu vollbringen, wenn ihr nur die Heidi-Montag-Fotos aus der *Us Weekly* von vor einer Woche als Inspirationsquelle dienen. Auch jetzt scheint es nichts zu geben, was das Feuer in mir entfachen würde. Keine Idee, keine Fantasie, einfach gar nichts. Ich bin wie ein Sommerhaus, das wegen des nahenden Winters stillgelegt wurde ... ein brachliegendes Feld, auf dem ein paar verdorrte Wurzeln und eine Handvoll vertrockneter Knollen vor sich hin gammeln.

Wie zu erwarten, lassen sich die verdammten Mäuse von meinen Seelenqualen nicht im Geringsten stören und kratzen munter weiter.

Stacy hat sehr lebhaftere Träume, und zwar fast jede Nacht. Es sind diese verrückten und detailüberladenen Träume, über die Anhänger von Carl Gustav Jung und Co., wie unser ehemaliger Therapeut Rob einer ist, sicher ganze Dissertationen verfassen könnten. Es ist jeden Morgen das gleiche Spiel: Spätestens wenn ich meine zweite Tasse Kaffee zubereite, das Koffein der ersten seine Wirkung aber noch nicht entfaltet hat, sagt Stacy zu mir: »Oh mein Gott, Josh, ich hatte letzte Nacht den verrücktesten Traum aller Zeiten.« Das Erstaunliche daran ist, dass sie damit jeden Morgen aufs Neue recht hat, denn jeder neue Traum ist noch viel abgefahrener als der vorhergehende. Es scheint fast so, als versuche der Regisseur ihres Unterbewusstseins – ein mit Unmengen von Halluzinogenen aus streng geheimen CIA-Labors vollgepumpter Hybrid aus Fellini und Lynch – sich jede Nacht selbst zu übertrumpfen.

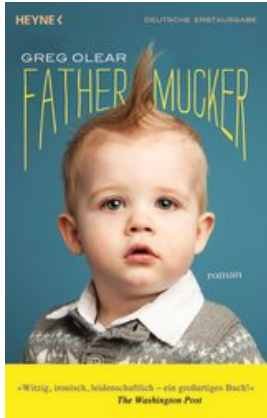
Stacys Träume sind so, als würde man sich eine anständige Ladung LSD reinpfeifen und dann *91/2 Wochen* und *Wild At Heart* gleichzeitig gucken. Meine Träume hingegen ähneln eher den ungeschnittenen Live-Übertragungen aus dem US-Kongress kurz vor der Sommerpause. Mit anderen Worten: Sie sind todlangweilig. Allein die an einen Banana-Republic-Katalog aus den Achtzigern erinnernde Farbpalette aus jämmerlichen Erd- und verblichenen Blautönen verdeutlicht die Armseligkeit meiner Traumwelten. Auch inhaltlich herrscht Trostlosigkeit in den immer gleichen Szenarien. Meist geht es mit minimalen Abweichungen um einen der folgenden drei Handlungsstränge: A) Ich streune planlos durch eine Sieht-



zwar-aus-wie-Manhattan-ist-aber-nicht-Manhattan-Umgebung und versuche Freunde zu treffen, die niemals auftauchen. B) Ich sitze gestresst im Fühlt-sich-zwar-an-wie-das-Personalbüro-ist-aber-nicht-das-Personalbüro meines einstigen Arbeitgebers News Corporation und ringe mir angestrengt Formulierungen für eine Stellenausschreibung ab. C) Ich schiebe die gerade laufende und unter Garantie äußerst lahmarschige Traumsequenz beiseite und versuche die Herrentoilette zu finden, um den staudammartigen Druck in meiner Blase loszuwerden, was aber in neunzig Prozent der Fälle durch eine Reihe total bescheuerter Umstände (Urinal zu klein, Toilette abgeschlossen, imposanter Profi-Wrestler am Urinal neben mir sorgt für Blockade meines Miktionsreflexes etc. pp.) verhindert wird. In den meisten Fällen allerdings erinnere ich mich überhaupt nicht an meine Träume, und falls ich es doch einmal tue, sind sie oftmals nicht der Rede wert.

Manchmal allerdings – wie zum Beispiel genau jetzt – geht es auch anders:

Ich befinde mich in einem Wohnzimmer, oder nein, eigentlich ist es der Backstage-Bereich einer Talkshow, wahrscheinlich *Colbert* oder *Letterman*. Man hat mich als Gast geladen, weil der auf meinem Drehbuch basierende Film *Babylon Is Fallen* zu einem Überraschungserfolg geworden ist. Als Autor bin ich nun für die Golden Globes nominiert und werde sogar als Oscar-Anwärter gehandelt. Dadurch bin ich einigermaßen populär und weitaus begehrenswerter als im richtigen Leben, also fast bei meinem Traum-Ich angekommen ... Tatsächlich bin ich aber doch nur im Wohnzimmer von Soren und Meg Knudsen. Dort gibt es zwei Couchen, die farblich nicht wirklich zu einander passen und rechtwinklig an den Wänden positioniert sind. Ich selbst sitze auf der längeren Couch, ganz weit rechts außen, in der Ecke des Raums. Auf



Greg Olear

## **Fathermucker**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-43693-0

Heyne

Erscheinungstermin: März 2013

Keine Kinderkacke!

Sie kennen das vielleicht. Sie lernen eine nette Frau kennen, es funkt, der Beginn einer tollen Zeit. Und plötzlich ist da ein Kind. Und dann noch eins. Während Ihre Frau in Schlabberklamotten versinkt, müssen Sie sich mit Müttern über linksdrehende Joghurtkulturen unterhalten. Greg Olear hat all das erlebt. In seinem grandioswitzigen Buch »Fathermucker« muss der Held Josh sein Dasein als Hausdaddy bestehen. Schnell wird ihm klar: Kinder zu haben ist wunderschön – wenn es nur nicht so verdammt anstrengend wäre! »Fathermucker« hat mich begeistert (und beruhigt): Pflichtlektüre für Eltern und die, die es noch vor sich haben.